EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

# DIE SPRACHE DES MENSCHENGESCHLECHTS

## EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK IN VIER TEILEN

*Erster Band*

*Erster und zweiter Teil*

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

# DES INDIVIDUUMS RECHT AUF SPRACHE

## *Jedermann*

In diesem ganzen zweiten Teil sind die Äußerungen der Sprache als soziale Bänder aufgezeigt worden. Wort und Antwort oder Korrespondenz oder das Weitersagen von Mund zu Mund haben uns beschäftigt. Unterredung und Unterhaltung zwischen menschlichen Wesen war unser Thema. In diesen Gesprächen wurden die verschiedenen Menschen das, was sie berufen waren zu werden.

Unser Vorgehen widerspricht der Haltung des modernen Individuums. Denn solch ein Individuum will eine Sprache meistern lernen. Es will imstande sein, spanische Korrespondenz zu treiben, englische Zeitungen zu lesen oder wie in Amerika die Chemiker »Scientific German« als Hilfsfach für ihren Broterwerb sich anzueignen. Da diese Individuen in erster Linie aus der Sprache Nutzen ziehen wollen, so steht das Ich, welches spricht einsam und allein. Das Individuum, jedes Individuum will sich Sprachen aneignen. Als Privateigentum und als Macht hat die Sprache bestimmt auch einen individualistischen Aspekt. Der Leser dieses Buches aber hat in so vielen Abwandlungen den Charakter der Sprache als Binden und Lösen von Mitgliedschaften kennengelernt, daß wir nun auch dem Instinkt des Einzelnen Rechnung tragen wollen. Ich denke, jetzt ist das ein gefahrloses Unterfangen.

Ja, die Sprache dient mir und meinen Zwecken. Wenn ich akzentfrei spreche, dann fällt mir der Zutritt in eine neue Landesgemeinschaft leicht. Auch erfährt jedermann zu Zeiten, daß er sich aussprechen muß, weil er sonst zu ersticken droht. Und mit großer Befriedigung werden wir sprechen: »Jetzt laß mich aber endlich etwas sagen.« Daher soll dieses Kapitel sich die Frage

stellen: Was gewinnt der Einzelne durch Rede? Was geschieht mir, wenn ich spreche.

Das Zeitalter des Individualismus kann man politisch auf die Zeit von 1750–1917 datieren. Jetzt im Rückblick ist es leicht zu sehen, daß dem Zeitalter die Einsicht abging, es sei sein eigener Zeitgeist von der Sprache der ganzen Menschheitsgeschichte abhängig. Es ist leicht, heute zu sehen, daß der Geist einer sein muß von Anfang bis Ende der Geschichte oder aber, daß es überhaupt keinen Geist gibt. Aber die von der Lehre vom Zeitgeist geprägten Individuen werden uns diesen Punkt nie zugeben, bevor sie nicht innerhalb dieser erschreckenden Einheit für ihre eigene freie Rede eine sichere Ecke gewährleistet finden. Auch wenn der Geist einer ist, muß Sprache auch jedermanns eigenes Recht bleiben. Denn das ist des Individuums erster Anspruch.

So wollen wir in das Herz der Rede von einem rein individualistischen Gesichtspunkt aus vordringen. Läßt sich eine Ordnung entdecken, welche die Ansprüche des Herrn Jedermann garantiert, dann werden sich daraus auch vielleicht einige grammatische Ausdrücke ableiten lassen. Das wäre nicht wertlos, weil ja das, was für alle gilt, verlangen kann, allgemein gültig benannt zu werden.

Unser Sprachwissen kann nämlich als bloße Theorie sich nicht ausweisen. Das ist die Kluft zwischen Sprachwissen und dem Wissen von den Dingen der Welt. Denn meine Lage ist viel verzweifelter als die eines Zoologen, der die Kröten und die Walfische einteilt. Ich rede in diesem Augenblick von der Rede und ich spreche von der Sprache und schreibe über das Schreiben! Die Kröte und der Walfisch hören ja nicht, wenn der Zoologe über sie seine Vorlesung hält. Ich selber aber als einer von allen denen, die sprechen, höre meine eigenen Bemerkungen über Sprache mit an. Nun habe ich selber in mir den Menschen, der zu sprechen wünscht und der begierig ist, frei von der Leber zu reden. Dieser sprachgierige Menschen in mir selber hört zu, wenn ich meine Reden über den Sinn der Sprache vom Stapel

lasse. Sobald also der nachdenkliche Mensch in mir gelehrte Ausdrücke vorschlägt, wird mein Wald-und-Wiesen-Ich nervös. Es wünscht Sicherheiten für seine Redefreiheit. Unruhig wird es daraufhin meine gelehrten Termini sich angucken. Mithin wird es keine grammatischen Begriffe geben dürfen, es sei denn sie garantierten jedem Menschen unter der Sonne den Schutz seines angeborenen Rechtes zu freimütiger Rede. Der Schutz des naiven Menschen in mir selber ist also die Bedingung, unter der mein gelehrtes Wissen allein sich bewähren kann.

Das ist der Grund, weshalb am Eingang des Themas: Die Sprache des Individuums, die Frage vorher sich erhebt: Genügt es denn nicht, daß ein Mensch Mensch ist? Ist er nicht wirklich genug ohne die Sprache? Ist Sprache nicht einfach ein Zusatz an Macht, so wie man sagt: Wissen ist Macht? Sprache wäre dann Macht. Aber Mensch wäre ich ohnehin. Sprache wäre dann ein Werkzeug. Der Mensch ißt, schläft, verdaut, begattet sich, arbeitet, ist jung und wird alt. Genügt denn das nicht für seine Existenz? Weshalb genügt es nicht? Es ist seltsam: jedermann weiß, daß es nicht genügt. Fragen wir ihn aber weshalb, dann strauchelt er und weiß es nicht zu sagen.

Und doch ist der Grund für dies Ungenügen einfach. Die bloße Biologie enthält uns nicht, weil der Mensch erfüllen muß, was ihm verheißen ist. Der Mensch muß sich erfüllen, sich verwirklichen. Das ist ein merkwürdiger Ausdruck. Er läßt sich aber genau festlegen.

Wir nennen nämlich die Larve eines Insekts noch nicht das wirkliche Tier. Auch der Schmetterling ist noch nicht das ganze Wesen; die Raupe fehlt in der Benennung des Schmetterlings. Das Insekt verwirklicht sich nämlich nach unserem rein menschlichen Dafürhalten erst in allen Stadien seines Lebens zusammengenommen. Dieses Zusammennehmen aller Augenblicke des Lebensablaufs verdient alleine, die Wirklichkeit dieses Lebens zu heißen. Deshalb ist z. B. in uns Menschen das bloße Geschlechtswesen »Mann« oder »Weib« nicht der wirkliche Mensch. Auch der Greis oder der Säugling sind nicht das ganze Menschen-

wesen. Man beachte: »Wirklich« umfaßt immer mehr als einen einzelnen biologischen Abschnitt oder Ausschnitt. Deshalb gehört der Ausdruck »wirklich« niemals in die Biologie, sondern nur in die Geschichte; denn nur in der Geschichte kommt etwas Verheißenes zu seiner Erfüllung. Wir Menschen nun sehnen uns nach gerade dieser Verwirklichung. Jedermann ist dazu aufgefordert, und Jedermann verlangt es danach. Dank dieser Tatsache klafft ein ewiger Widerspruch zwischen unserer leiblichen Ausrüstung als bloßes Geschlechtswesen und unserem Ehrgeiz, alle Stufen des Menschseins zu vereinen. Der Widerspruch wird von den Sprachphilosophen nicht besprochen. Aber dieser Widerspruch ruft Politik und Religion hervor.

Das letzte Jahrhundert gab dafür ein großes Beispiel. Karl Marx bestand darauf, daß ein eisernes Gesetz die Arbeitskräfte bedrücke. Denn es sei unmöglich, daß ihr Lohn jemals über den nackten Lebensunterhalt des eigenen Leibes zuzüglich der bloßen Fortpflanzung hinausginge. Diese Formel suggerierte eine ungeheuere Beleidigung. Denn von den Menschen so zu reden, als seien sie bloß Leiber plus Fortpflanzung, spricht ihnen etwas ab; und das spürt man selbst dann, wenn man im Dunkeln tappt, was denn da eigentlich fehle. Für Marx war die logische Konsequenz, die Religion als ein Opium zu brandmarken, mit dem man diese nackten Leiber und bloßen Fortpflanzer einlulle. Das war logisch, denn bis zu Marx hatte Gebet und Recht, also Religion und Politik, die bloßen Mannsen und Weibsen in Menschen umgewandelt. Die Verkünder des ehernen Lohngesetzes enthüllten die Arbeitskraft als einen bloßen Angehörigen der zoologischen Spezies. Mit anderen Worten, hier verschwand jene Spannung zwischen dem Dasein und dem Erfüllen einer Verheißung. Denn die leibliche Art weiß nichts von dem gemeinsamen Nenner oberhalb Mann oder Weib. Sie kennt zwar den Geschlechtsverkehr, in dem es Männer und Weiber nach einander verlangt. Aber wo ein Mensch die ihn erwartende Verheißung erfüllt, da hört ja der Unterschied zwischen Mann und Weib auf. In dieser Hinsicht, nämlich erfüllend und verwirk-

lichend, sind also die Angehörigen beider Geschlechter identisch. Zoologisch, physiologisch, psychologisch läßt sich diese Identität weder glauben noch verstehen. Sie wird nur dann verständlich, wenn der Kritiker sich entschließt, die sprachliche und die politische und die Glaubenseinheit von alt und jung, Mann und Weib, arm und reich, schwarz und weiß dogmatisch zu Grunde zu legen. Es ist unser Dogma, daß der Mensch jenseits der Teilungen existiert. Nun werden unsere Freunde von der Naturwissenschaft furchtbar nervös, wenn unsereiner das Wort »dogmatisch« gebraucht und auch ihnen den Gebrauch des Worts zumutet. Aber leider läßt sich daran nichts ändern. Es ist ein wahres, herzerfrischendes, großartiges Dogma, aber es ist ein Dogma, das auch für den Naturforscher gilt: alle sprechenden Menschen einschließlich des Naturforschers suchen nach derselben Seligkeit, bedürfen derselben Verwirklichung und müssen einander gegenseitig zu derselben Erfüllung verhelfen, die sie selber als Weib oder Mann, als häßlich oder schön, als dumm oder klug erhoffen. Ohne dieses Dogma hat es nämlich keinen Sinn, Naturwissenschaft zu treiben. Denn es hat überhaupt keinen Sinn, für ein in die letzten Tiefen hinein gespaltenes Menschengeschlecht von allgemein gültigen Gesetzes zu faseln.[1]

Kein Mensch kann zufrieden sein, wenn man ihn auf irgendeinen äußeren Umstand tröstend verweist. Weder Reichtum noch leibliche Organschaft können trösten. Wer immer sein Glück davon abhängig machen soll, ob er heiraten kann, ob er Kinder hat, ob er reich wird, muß unglücklich werden. Gesundheit und Geld sind wichtig, aber letzten Endes dürfen sie niemals unser Schicksal, sei es endgültig, sei es vollständig, bestimmen. Sobald also die Soziologen oder die Juristen oder die Prediger oder die Ethiker oder die Ärzte uns damit trösten wollen, daß wir gesund sind, oder daß wir nicht verhungern, begehren wir auf. Jede Einteilung nach irgendwelchen äußeren Merkmalen empört uns, sobald sie die endgültige Einteilung zu

[1] Siehe dazu im II. Band unsere Studie des großen Michael Faraday.

sein behauptet. Denn endgültig wollen wir auf ewig ungeteilt sein, ungeteilt, unzertrennbar, und unterscheidbar. Jedermann wünscht an dem Anteil zu haben, das uns allen verheißen ist, die Erfüllung unseres Wesens in staunender Freiheit. Ich habe einmal eine dramatische Szene über dieses Thema erlebt. 66 Erzieher, die sich in der schweren Depression in den Vereinigten Staaten der arbeitslosen Jugend annahmen, suchten nach einer Definition des Staatsbürgers. Ein Redner formulierte das unter allgemeinem Beifall dahin: Bürger ist jedermann, der nutzbringend beschäftigt ist. Die Definition zeigte, daß der Marxismus in seiner vulgären und mißverstandenen Form die Seelen dieser 66 Herren Erzieher lahm gelegt hatte. Denn hier wurde der Staatsbürger und die Arbeitskraft gleichgesetzt.

Die Definition war eine wirkliche Schande. Kein Bürger ist dadurch Bürger, daß er nutzbringend beschäftigt wird. Wie der Name schon sagt, ist nur der ein Bürger, dessen Wirken das Dasein seiner Gemeinde verbürgt. So gewann ich denn 64 von den 66 zu der neuen Definition: ein wirklicher Staatsbürger sei nur der, der im Notfalle den zerstörten Staat auch neu gründen könne, denn dieser Bürger bezeuge, daß das Wort Fleisch werden kann, und daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Der wirkliche Bürger wirkt in seinem Staat! Außerdem ist er einer der vielen Bürger.

Diese beiden Potenzen werden uns Menschen durch die Sprache verliehen. Zu der werdenden Stadt muß jedermann gehören, um ein Mensch zu sein. Täglich und stündlich müssen wir uns dieser Zugehörigkeit versichern können. Wahrlich die ganze Fülle der Wirklichkeit wird es sein müssen, die ganze innere Welt des menschlichen Geistes, aber ebenso die ganze äußere Welt des Kosmos. Wir Menschen fordern Freiheit nach allen Richtungen, damit wir unsere Erfüllung suchen können. Deshalb ist der alte, uralte gemeinsame Ursprung des Menschengeschlechts und die letzte Tagespolitik gleich wichtig in unserer Liste der Grundrechte, weil jedem alle Schätze der Wirklichkeit offenliegen müssen, um sich an ihnen zu versuchen. Der Aus-

druck dieser unerhörten Freiheit nach der Zukunft und nach der Vergangenheit hin, hier zu Hause und bis zu den Antipoden, muß jede Gemeinschaft jedem ihrer Mitglieder in Aussicht stellen. Heiraten und Auswandern sind daher unabdingbar frei, den Tyrannen zum Trotz.

Was immer im Umkreis seiner Gemeinschaft je geäußert worden ist, darf sich jedes Mitglied dadurch, daß er diese Sprache spricht, aneignen. Spielend lernt er das alles, was jemals hier Ausdruck gefunden hat und artikuliert worden ist. So wird er zum Träger der Erinnerung seines Stamms und seiner Nation. Als die tönende Membrane vieler Jahrhunderte wird der blinde Sänger der Träger der griechischen Vergangenheit. Der Invalide, der längst aufhören mußte, zu arbeiten, kann uns doch heute noch mit zitternder Stimme die Geschichten dieses Gutshofs oder jenes Dorfes erzählen und seine Geschichte kann so groß werden, daß sie am Ende eine kolossale Geschichte wird. Oder ein ganz junger Student kann in seinen Liedern den Mut ganzer Generationen für die große Zukunft ihrer Gemeinschaft hervorrufen. Die Worte seiner Lieder – wer weiß das nicht von Hölderlin? – predigen und prädizieren das Leben, in dem sie sich eines Tages bewähren werden. 1962 wird in einem amerikanischen College »Dantons Tod« gespielt, das 1833 Georg Büchner mit 22 Jahren heraussang. Ist das zu glauben?

Seht irgendeinen Sprachbau an: Ist nicht sein größtes Wunder, daß er einer Frau erlaubt, die Worte der Männer zu zitieren? Daß es dem Kinde die Gedanken des Greises zur Verfügung stellt? Die Größe der Märchen und des Epos, der Volkslieder und der Legenden besteht in der Tatsache, daß jedermann sie sich aneignen darf. So weit eines Menschen Muttersprache reicht, soweit wird schon das Kind ermächtigt, die ganze Macht zu erwerben, mit der jemals ein anderer in derselben Sprache gesungen oder gedacht hat. Deshalb heißt meine Sprache nicht meiner Mutter Sprache sondern Muttersprache. Das ist ein großer Unterschied. Leiblich sind wir die Kinder unserer Mutter, aber sprachlich ist unsere nationale Zunge unsere Mutterzunge. Denn

sie ist »die Matrize, und so könnten wir sehr gut statt ›Muttersprache‹ sagen, die Mutter-Form«, die wir zum re-formieren bekommen haben. Wir rufen wieder ins Leben, was immer diese Matrize ins Dasein gerufen hat. Freilich wir machen dabei Fehler. Wir mögen bloß nachplappern, bloß auswendig lernen. Es gibt dekadente Erben, nicht nur in Geldessachen. Auf englisch wird das Lernen »by rote«, d. h. in bloßer Routine, unterschieden von dem Lernen »by heart«. Denn nur, wo das Herz beteiligt ist, lernen wir wirklich. Wer herzhaft gelernt hat, dem ist die Sprache nicht mehr eine auswendige Tatsache. Innerhalb eines Sprachbereichs sorgen Millionen Sprachakte unaufhörlich für die Rückübersetzung aller je gesprochenen Worte in den Blutkreislauf des Gemeinschaftslebens, denn es ist jedermann angeborenes Recht, mit seinem Herzen an diesem großen Vermögen der gemeinsamen Rede teilzunehmen.

So also lautet das erste angeborene Recht.

Wir sprechen absichtlich hier von einem Vermögen statt von einem Schatz. Wäre die Sprache ein Schatz, dann klänge das zu sehr nach den Speichergütern in einem Warenlager. Leider lese ich oft genug von Schätzen der Kultur, und meist ist ihnen ein Museum oder eine Bibliothek zum Aufenthalt angewiesen. Aber worauf es ankommt, ist doch das Vermögen oder das Unvermögen, die Sprache in uns einzulassen und wieder aus uns heraus freizusetzen. Sprache wird oft als Verkehrsmittel definiert. Das ist zwar eine der plattesten Definitionen, aber denen, die diese Plattheit paradieren, zum Trotz wird da ein geheimnisvoller Zug der Sprache allerdings ausgedrückt. Denn in diesem Satze heißt es nicht, daß man den anderen, mit dem man spricht, verstehe, sondern die Behauptung lautet nur, daß der eine und der andere verstehen, was sie sagen. Fast niemand kann alles das sagen, was nötig wäre, damit man ihn selbst wirklich verstehe – wer kann denn das schon? – aber das erste, was man von einem Satze behaupten darf, ist, daß er von beiden Unterrednern, von A ebenso gut wie von B, verstanden werden kann.

Wenn ich zwei Leute auf der Straße sich unterhalten sehe, dann

darf ich wohl bezweifeln, ob sie beabsichtigen, einander zu verstehen. Man soll ihnen doch nichts unterstellen, was sie nicht im Sinne haben. Sie wünschen miteinander zu reden. Weder mehr noch weniger. Und dazu vereinigen sie sich auf gewisse festgelegte Sätze. Nur in seltenen Augenblicken wollen wir einander im Innersten ohne alle Verbrämung erkennen. Und das sind Augenblicke großer Erregung und außerordentlicher Gefahr. Würden wir tatsächlich so von Angesicht zu Angesicht einander gegenüber treten, wie uns der Weltenrichter am Jüngsten Tage sieht, da würden wir unsere ganze Sprache erneuern und neue menschliche Worte würden uns entströmen. Das dürfen wir behaupten, weil etwas von dieser Kraft jedem Menschen zufällt, wenn er seine Liebe gesteht oder sein Leid klagt, oder einen Kosenamen für einen Freund erfindet, oder ein Haustier benennt. Weil wir alle die ganze Sprache zur Verfügung haben, haben wir auch alle Zutritt zu dem Herztrieb der Sprache, an dem sie sich erneuert oder erweitert. Wir schaffen an ihr.

Dieses ist also das zweite angeborene Recht von jedermann.

Er eignet sich nicht nur die gesamte Sprache an, wenn er nur will, ohne daß ihn irgendjemand daran hindern darf; er darf auch im Herztrieb der Sprache an ihr weiterschaffen, und zwar so, daß keiner sich dieser Vollmacht entziehen kann. Wir sind also beides, Laien und Priester der Sprache, Empfänger und Schöpfer.

Die beiden Grundrechte werden von uns zu verschiedenen Zeiten in Anspruch genommen. Denn die vollen Kräfte der Liebe und des Kriegs befallen mein Herz nur in Abständen. Um so unschätzbarer ist in den Zwischenperioden, während mein Herz sich zurückhält oder der Zukunft harrt, die Macht von Sprache und Rede, die ich gerade dann entleihe. Es ist zwar wahr, daß sie dann nicht mein eigenes Wesen offenbaren, denn ich bin ja da nur mit meinem bißchen Bewußtsein gegenwärtig und der Leser wolle hier doch einmal sich klar machen, daß sein Bewußtsein nur ein Schatten des ganzen Menschen mit Herz, Hand, Seele und Nieren darstellt. Sobald er einsieht, daß in dem Be-

wußtsein, in dem sich heute die meisten Menschen wiederzufinden wähnen, gerade er selber untätig bleibt und während dieses Winterschlafs die Seele sich der Redensarten des ererbten Sprachvermögens bedient, dann wird er erst der Sprache ganz froh werden.

Wenn unser Herz spricht, sind wir originell. Wenn aber das Herz schweigt, muß ich immer doch noch mit am Gespräch beteiligt bleiben, so wie wenn bei einem Brenner nur die kleine Stichflamme brennt, damit ich in jedem Augenblick die volle Flamme entzünden kann. Diese Stichflamme ungefähr ist meine Teilnahme am allgemeinen Gespräch, sobald meine Leidenschaften schweigen. Sie offenbart nicht den, der da gelassen spricht. Aber allerdings enthüllt sie meinen Partnern unsern gemeinsamen Hintergrund an Klängen und Assoziationen. Die Konversation in diesem Zustande ruft Übereinstimmung hervor. Diese Leistung ist ebenso wichtig wie sie angenehm ist. Zwar bindet sie nicht das Mark der Menschen zusammen, aber die Partner, so könnte man es ausdrücken, begegnen sich in ihren gemeinsamen Wurzeln. Das Gespräch auf der Straße über das Wetter mag für jeden einzelnen der sich Begegnenden unwichtig bleiben; aber deshalb ist es keine geringe Sache, daß wir auf der Straße uns über das Wetter unterhalten. In Japan sagt der eine, der dem anderen auf der Straße begegnet, nichts weiter als: das Wetter ist..., und überläßt es dem Zuhörer den entscheidenden Zusatz zu machen, wie es denn ist. In dieser Höflichkeit üben sich die zwei, als ob sie Tennis spielten. Die Rede ist der Ball, den beide schlagen müssen und indem sie ihn schlagen, schlagen sie den Weg zum inneren Frieden ein. Wir können nämlich nicht die ganze Zeit hochpersönlich sein, weil wir nicht die ganze Zeit lieben oder hassen können. Nun wissen wir, was uns in diesen langen Zwischenperioden am Leben erhält. Es ist der Gesamtwille, den wir aus unserer vorpersönlichen Überlieferung heraufbeschwören, so oft wir in die Wege der Sprache, die für uns dichtet und denkt, einlenken. Gewiß ist es wahr, daß, wessen das Herz voll ist, der Mund übergeht. Aber das heißt nicht, daß

unser Herz die ganze Zeit randvoll sein könnte. In den »halbstarken« Zeiten sagen wir zueinander: »Ist das nicht großartig?«, »zum Teufel«, »himmlisch«, oder sonst eine geistlose Redensart. Immerhin sind wir auch dann noch Mundstücke der Wahrheit, denn wir lassen die alte Muttersprache durch uns hindurch tönen. Statt unseres eigenen Herzens erlauben wir Herzen, die vor uns gesprochen haben, durch uns hindurch zu sprechen. Wer kein neues Lied singt, der summt ein altes.

Mithin heißt die dritte Regel: Wir müssen jede Minute entscheiden, ob wir zu schaffen oder zu zitieren haben. Sprechen bedeutet entweder schaffen oder zitieren und soweit wir die existierende Sprache konservieren, verkörpern unsere Äußerungen das ungeheuere Kraftwerk aller Äußerungen des Gemeinwillens.[1] Um ein anderes Bild zu gebrauchen: die Klänge einer Sprache summen und flüstern wie die Blätter einer mächtigen Ulme. Denn diese Stimmen und Töne artikulieren den eigentlichen Willen des Gemeinwesens.

Deshalb sind die Denker, die für ihre Gedanken über uns Menschen nach einem System suchen, auf dem Holzwege. Sondern wenn ein Mann die ganze Sprache lebendig machte, schüfe er das einzige glaubwürdige System. Denn auf der einen Seite würde es die größte Variationsbreite erreichen und auf der anderen Seite den größten Einmut bezeugen.

Anders formuliert: wer spricht, glaubt an Einmut.

Jedermann weiß das. Bewiesen wird das durch die seltsame Tatsache, daß jeder Mensch, der spricht, davon überzeugt ist, daß sich in seiner Sprache alles sagen läßt. Da macht es gar keinen Unterschied, ob die Sprache, um die es sich in dem einzelnen Falle handelt, aus ein paar hundert Worten besteht oder aus 200000. Jeder, der spricht, nimmt naiv an, daß sich alles, was er sagen will, oder sagen muß, auch sagen läßt.

---

[1] »Wille«, »Wellen«, »Walten«, »Gewalt« und »Wollen« gehören zusammen. Die Lehre von der Politik ist heut noch leblos, weil sie von Aristoteles statt aus diesen Worten herrühren möchte. Dazu in meinem »Königshaus und Stämme«, 1914, das Schlußkapitel über die Staatsgewalt.

### *Schaffen und Zitieren*

Schaffen und zitieren wechseln beim Sprechen miteinander ab. Die sogenannten Rationalisten zitieren immer nur. Sie merken nämlich gar nicht, daß jedes einzige Wort ihrer Prosa früher einmal die reine Poesie gewesen ist. Wenn man es ihnen sagt, werden sie sehr böse; sie halten das nämlich für Kinderei und sie wollen ernste Männer sein. Es bleibt aber dabei, daß sie bloße Nachahmer sind. Denn die Potenz der Sprache regt sich nur, wenn die Leidenschaft erregt ist. Der Rationalist borgt sich die Früchte fremder Leidenschaft. Das Ergebnis sind allerdings getrocknete Hülsenfrüchte, Sauerkraut und Konserven. Zum Erstaunen dieser so klugen Rationalisten finden ihre Gründe, ihre Logik, ihre Beweise keinerlei weitreichenden Anklang. Wir aber haben keinen Grund, uns über ihre Impotenz zu wundern. Sie zitieren verdorrte Metaphern der Künder des Worts.

Aber diese Erkenntnis vom Verhältnis zwischen zeugerischer und wiederholender Sprechweise wirft noch einen weiteren Gewinn ab. Nun läßt sich auch die gesunde Beziehung zwischen Gedanke und Wort auf der angemessenen Höhe ermitteln.

Wir wissen bereits, daß das Sprechen nicht darin besteht, daß einer von etwas in so und so vielen Worten redet; sondern *sprechen heißt, jemanden im Namen der Macht anzureden*, auf die er wirklich hören wird. Will ich einen Hörer im Innersten erreichen, dann muß ich ihn in dem Namen anreden, der für ihn maßgebend ist. Ein lustiges Beispiel: bei der komischen sogenannten Revolution vom November 1918 war der eine von zwei Brüdern bei der Neuen Freien Presse in Wien tätig, der andere, jüngere, führte die Aufrührer, die das Zeitungsgebäude zu erobern wünschten. Die verängstigte Redaktion schickte den bei ihr tätigen Bruder auf den Balkon, um mit den Revolutionären zu verhandeln. Der aber sprach nur die geflügelten Worte: »Karl, zieh sofort ab, oder ich sag's der Mutter!« Und Karl zog ab. Denn er hatte zwar Mut genug, um den Kaiser abzusetzen,

aber auf die Absetzung seiner Mutter in seinem Innern war er nicht vorbereitet.

Ein ernsteres Beispiel: im Namen des Oberstkommandierenden kann mich mein Feldwebel hundertmal um die Kaserne herumjagen. Er kann das sogar, in dem er den Namen des Oberstkommandierenden wegläßt und eine Namensmaske vorbindet, indem er ruft: In drei Teufels Namen! Während wir sprechen lernen, ist die Obmacht des Namens, in dem wir sprechen, immer gegenwärtig.

Weshalb weiß das nicht jedermann? Es ist die unglaubliche Auslassung der Denker des 19. Jahrhunderts, daß sie jedem Individuum erst seine Gedanken zugeschrieben haben, lange bevor es sich in einer namentlichen Gesellschaft vorfände. Solche Gesellschaften, Gemeinschaften, Gemeinden, Familien gibt es nicht. Der gemeinsame Name ist älter als mein einzelner Name. Europa und Asien umfassen jeden Neugeborenen längst bevor er Amalie oder August heißt und da ist er mitgefangen und wird mit gehangen sei es als Orientale, sei es als Okzidentale. Die großen Einheiten zwingen ihren Namen mir auf, Jude und Christ, weiß und schwarz, lange bevor ich es zu einem eigenen Namen bringen kann. Das bedeutet aber, daß ich kein Wort sagen kann, das nicht durch den Namenszauber, Namenssegen oder Namensfluch erläutert wird.

Dazu will ich noch etwas aus Erfahrung bemerken, was zwar jeder selber weiß, heute aber im Ansturm der Analytiker feige für sich behält. Ich wuchs in einer Familie auf, in der es einen Vater und eine Mutter gab. Während der ersten 20 Jahre meines Lebens sind mir diese beiden niemals als Individuen begegnet. Sie waren die Säulen des Dachs über meinem Kopf. Sie waren die zwei Sprecher der Großmacht Eltern. Gewiß der Vater war nicht die Mutter und die Mutter war nicht der Vater; aber deswegen verfiel ich doch nicht dem Irrsinn, sie zu trennen. Sie waren die zwei Brückenköpfe der großen Regenbogenbrücke, unter der ich stand und die den Himmel verhinderte, mir in panischem Schrecken auf den Kopf zu fallen. Sie waren ein Bau-

werk, das mir mehr imponierte, als die alte Römerbrücke bei Arles. Es imponierte mir so sehr, daß aus einem mir unbekannten Grund ich den beiden Amtsträgern dieses Amtes Elternschaft Gehorsam und Verehrung schuldete. Mit welchem Namen immer sie mich nannten, Vorname, Sohn, dummer Junge, lieber Kerl, so bezweifelte ich niemals, daß sie zu dieser Namensnennung befugt seien. Sprach einer von ihnen, so hatte ich immer die feste Überzeugung, daß er zugleich im Namen des andern Elternteils spreche. Praktisch lief das meist so, daß meine Mutter mir mitteilte, was mein Vater und sie zusammen beschlossen hatten.

Damit will ich nicht sagen, daß die elterliche Gewalt schrankenlos walten konnte; aber die rechte Gewalt wirkt immer nur in dem ihr zubestimmten Kreise. Wenn Eltern die Frau für ihren Sohn auswählen wollen, dann soll das mißlingen. Ebenso ist es bei der Berufswahl. Aber weil jede Gewalt ihre Grenzen überschreiten kann, ist es doch nicht sinnvoll, die Gewalt, hier die väterliche Gewalt und die Hausgewalt oder eine Staatsgewalt ganz und gar zu leugnen. Weil die rechte Gewalt ihre Grenze überschreiten kann, hat man von einem gewaltlosen Dasein geträumt. Das aber heißt die bloße Impotenz verherrlichen. Der Haussohn, den sei es der Vater sei es die Mutter bedrückten, hat oft genug im 19. Jahrhundert geschrien: Alle Gewalt ist böse. So ähnlich hat der utopische Sozialismus es den Arbeitern vorgeträumt: eine Neuordnung der Wirtschaft solle am Ende ohne Gewalt und ohne Gewaltteilung jedermann seine Arbeit freiwillig tun lassen. Aber Utopie ist kein schöner Traum. Denn er macht zum Handeln in einer gewaltigen Produktionsordnung unlustig. Wir können in diesem Traum der Jugendbewegung, der Arbeiterbewegung, der Frauenbewegung, der afrikanischen antikolonialen Bewegung ein und dieselbe Verirrung studieren: Namentliche Gewalten schienen im Zeitalter des »Es regnet«, im Zeitalter also des anonymen Sprechens, überflüssig. Vielleicht brauche ich nur die Namen Quisling, Hitler, Stalin, Sukarno, Mao, Nkrumah zu nennen, um den Umschlag aus der gewalt-

losen impotenten Anonymität in die namentliche Diktatur aufzuzeigen.

Ich kehre zu dem Haussohn zurück, der sich verbittet, daß ihm die Eltern das Mädchen zum Heiraten oder den Beruf aufreden dürfen. Was denkt sich der junge Mann? Er fängt an mit seinem Trotz. Er sagt den Eltern: »Nein, das tue ich nicht«, oder wohl genauer: »Das werde ich nicht tun.« Die Gebote der Eltern kommen damit an eine zeitliche Grenze: sie gelten nicht mehr. Aber hinter dem Nein des Sohnes gabelt sich die Lebensstraße. Der Sohn kann nämlich aus Trotz sofort den falschen Beruf ergreifen oder das erste beste Mädchen heiraten. So stellt sich die Dialektik das Verhalten der sogenannten Antithese vor. Auch indem der Sohn sagt »nun gerade nicht«, wird seine Wahl noch lange nicht zu seiner eigenen Wahl. Dialektisch erreichen die Eltern durch ihren Übergriff das Gegenteil ihrer Wünsche. Aber nur für den Lebensunkundigen ist damit dem Sohn ein Gefallen geschehen. Der Sohn braucht nämlich hinter seinem Nein her viel Zeit. Nimmt er sich sein Mädchen oder seinen Beruf nur aus Trotz, so ist er schlimmer dran als zuvor. Er muß also die Zeitlücke auf sich nehmen zwischen seinem Nein gegen die Fremdbestimmung und dem Heraufkommen seiner eigenen Selbstbestimmung. Diesen Zeitgewinn verschafft ihm der dritte Sprachraum, der Raum des Denkens. Diesen betreten wir immer dann am deutlichsten, wenn wir die Tür zu einem bisherigen Gewaltenhaushalt mit unserem Nein gewaltsam zugeschlagen haben.

Das Denken stellt Namen in Frage. Es beginnt nach einer Ablehnung. Aber wenn es redlich ist, dann führt das Denken bessere Namen und endgültigere Namen am Ende herauf.

Einer der üblichen Irrtümer der Denkerzunft scheint mir darin zu bestehen, daß sie das Ziel des Denkens leugnen. Sie tun so als sei das Denken ein Gedankenspiel. Aber selbst ein Spiel beruht auf Spielregeln. Denn auch beim Spiel muß die Regel ermitteln, wer gewonnen hat. Verlust und Gewinn muß es daher auch beim Gedankenspiel geben. Und die souveräne Denkerzunft hat

sich wegen ihrer Verachtung der Sprache geweigert, den Gewinner oder den Verlierer des Denkprozesses deutlich zu bezeichnen.

Wer aber nachdenkt oder vorausdenkt, der bereitet sich oder andere darauf vor, draußen in der Welt die Wahrheit zu sagen. Und zwar die bessere Wahrheit als die, die da draußen bisher im Schwange ist. Denken heißt also, den Ersatz alter Namen durch bessere Namen vorzubereiten.

Die Freiheit im Reiche der Gedanken ist sehr wunderbar. Das Verhältnis von Befehlshaber und Befehlsempfänger in der Außenwelt dreht sich plötzlich um, mindestens kann es sich umdrehen. Gerade der Sklave, gerade der unreife Student, gerade der Unmündige vermag im Denken die anerkannten Autoritäten zu überflügeln. Gerade der, der in der Außenwelt den Mund nicht auftun darf, vermag im Innern um so lebhafter die gesamte Sprachordnung aller Ränge und Klassen widerzuspiegeln. Im Denken beherrscht jedermann das ganze Königreich aller je gesprochenen oder künftig auszusprechenden Wahrheiten. Wir hatten den Leuten, die sich auf der Straße über das Wetter unterhalten, einen Akt der Friedensstiftung zugeschrieben. Im Reich der Gedanken kann sich der Einzelne einbilden, die Rollen aller Gesprächspartner selber zu übernehmen. Denn da braucht der Denker niemandem zu begegnen; er hängt von niemandes gutem Willen oder Höflichkeit oder Geduld für eine Antwort ab. Er gibt sich die Antwort selber. Ja, er braucht sich keine Einrede gefallen zu lassen, die ihm nicht paßt. Sprechen ohne Zuhören führt ins Irrenhaus. Aber Denken ohne auf einen anderen zu hören scheint, ich sage mit Bedacht scheint, jedermann gestattet. Der Denker spart sich zwei Unannehmlichkeiten: die Antwort und den Widerspruch. Deshalb heißt es so oft: er schwieg, aber er dachte sich sein Teil.

Bleibe es dabei, daß jeder von uns sich sein Teil bloß denkt, dann und nur dann wäre das Denken zwar immer noch nicht sprachlos, aber es wäre eine Sackgasse. Es würde nämlich niemals zurückmünden in Sprache. Ich habe niemals begriffen,

weshalb die Philosophen sich nie darüber äußern, daß sie ihre Gedanken in ein Buch schreiben und dann ängstlich darauf bedacht sind, daß die ganze Welt das Buch auch liest. Der Unterschied eines echten Denkers von einem bloßen Denker besteht aber gerade darin, daß der echte Denker darauf besteht, daß auch die anderen erfahren müssen, was er gedacht hat. Eine der Hilfen, die ein solcher ins Sprechen ausmündender Denker meistens verwendet, besteht bekanntlich darin, daß er ältere Äußerungen anderer Denker zu derselben Frage gewissenhaft erörtert. Die ganze Theologie erkennt die Verpflichtung an, alle Schriftstellen zu der eigenen Frage zu beherrschen und anzuführen. Der sogenannte Denker stützt sich also gerade nicht auf Gedanken, sondern auf Äußerungen, auf schon Geschriebenes oder Gesagtes! Er will damit beweisen, daß auch seine Gedanken verdienen, aus Gedanken Worte, aus Worten Sätze, und aus Sätzen Bücher zu werden. Schöner kann der Herr Denker die wirkliche Lage nicht erläutern. Er will bloß seine Gedanken zu gleichem Rang mit der bisherigen Sprache erheben. Die Sprache ist also durchaus kein Mittel um seine Gedanken auszudrücken. *Vielmehr ist sie das Niveau, das seine Gedanken am Ende erreichen müssen.* Das Denken untersteht der Sprache.

Aber der Freidenker läßt selten mit sich reden. Er zieht sich darauf zurück, daß er niemals etwas sagen muß. Es steht bei ihm, ob er seine Gedanken für sich behält, oder nicht. Die Gedanken sind frei, singt der Student, während er im Examen geflissentlich die gewünschten Ansichten seines Professors wiederholt.

Ich halte den Gedankengang des Freidenkers für fehlerhaft.

Eine Freundin von uns hatte eine Zugehfrau, und da sie in einem abgelegenen Tale lebten, war es klar, daß es für diese Zugehfrau einen Ersatz nicht geben konnte. Nun war die Zugehfrau nicht redlich. Sie war unverschämt. Eine Wertsache nach der anderen verschwand, und eines Tages fand unsere Freundin beim Nachhausekommen die Zugehfrau angetan mit ihrem eigenen Kleid im Begriff, ihren Freunden eine Gesellschaft zu geben. Es fiel kein Wort.

Damit wurde unsere Freundin zur Mitschuldigen der Diebereien. Gesetze sind nämlich kein Spielzeug. Gesetze haben keinen Sinn, wenn wir sie nicht als Gebote auffassen, die dir und mir und jedem befehlen, was wir tun und sagen müssen. Das Gesetz besagt also nicht einfach: Du darfst nicht morden. Vielmehr sagt es ebenfalls: Du und ich sind verpflichtet, unsere Stimme zu erheben, wenn ein Mord begangen wird. Entweder müssen wir die Missetat der Polizei melden, oder wir müssen den Verbrecher zur Rede stellen. In jedem Fall müssen wir den Mund auftun. Das Gesetz setzt das gesamte Netzwerk der Sprache in Bewegung und das Gesetz wird vernichtet, wenn nicht alle Betroffenen Zeugen der Wahrheit zu werden bereit sind. Hierin sehe ich die Tragik der modernen Wissenschaft, daß die Gedankenfreiheit so einseitig erkämpft worden ist; man hat darüber vergessen, daß Wahrheiten bewährt werden müssen und daß also nicht nur der Täter sondern alle Betroffenen und Beteiligten zu Zeugen der Wahrheit berufen sind. In unserem Fall bedeutet das: die Zugehfrau war eine Diebin. Deshalb half es unserer Freundin nichts, den Mund zu halten. Es wurde nur immer schlimmer. Am Ende versagte sie sich alle Einladungen, denn die Besucher wurden auch bestohlen. Natürlich nahmen die Besucher das sehr übel. Und nachdem sie einige Freunde so verlor, zog unsere schwache Freundin in die Stadt und war ihr Haus in der Heimat los.

»Wie oft«, so sagte sie mir später, »habe ich mir selbst geflucht wegen meiner anfänglichen Schwäche. Ich sollte bei der ersten Gelegenheit aufbegehrt haben. Denn ich bin überzeugt, daß meine Alice gerade das von mir erwartete«, seitdem hat sie mich immer verachtet, weil ich sie nicht zur Rechenschaft gezogen habe. Alle ihre späteren Missetaten kamen daher. Sie mißachtete mich, weil ich ihr nicht entgegengetreten war.

Wer sprechen kann, muß zu seiner Zeit sprechen. Wer auf einem Thron sitzt, muß zu gegebener Zeit Thronreden halten. Wer ein Königreich als Souverän regiert, der muß dies Königreich regieren. So wie wir stimmhaft werden müssen, wenn ein

Gesetz gebrochen wird, so müssen wir auch unter unsern Gedanken Ordnung halten. Wir müssen zu zerstörerischen und nihilistischen Gedanken sagen: Hinweg mit Euch in den Abgrund des Vergessens. Wir müssen zu uns sagen: Höre auf zu denken. Könige, auch die Könige im Reiche der Gedanken, sind nicht sehr glücklich. Denn sie können nicht nach Willkür handeln. Sie müssen regieren und dabei werden sie viele Dinge sehen, die nicht so sind, wie sie sein sollten. Wir haben uns das ganze Reich des Denkens siegreich unterworfen. »Und was ich mir zu denken still verbot, Du sprichst mit frecher Zunge kecklich aus.« In der Tat, frühere Geschlechter haben sich verboten, zu fragen: Hat mein Land Recht? Ist das Gesetz gerecht? Gibt es einen Gott? Muß es Reuss Ältere Linie geben? All das wird heute in grenzenloser Freiheit bedacht. Für diese große Freiheit, gibt es ein frühes Beispiel. Es ist 2000 Jahre alt, ja mehr. Die heutigen Denker bewundern es, weil es ihre Freiheit auf höchster Höhe vorführt. Diese Magna Carta freien Denkens hat ein Anhänger des Parmenides verfaßt. Natürlich, denn Parmenides hat die unselige Idee des »Seins« erfunden. Das Sein ist seitdem das beliebteste Folterinstrument der Philosophen. Parmenides machte aus der bescheidenen Aussage: Dies war, dies wird sein, dies aber ist zur Zeit«, das heißt aus drei Hilfworten für die wirklichen Lebensvorgänge: ich ging, ich sehe, ich werde schlafen, oder ähnlichen Tätigkeitszeitworten, die radikale Abstraktion: das Sein. Niemand kann sich und niemand braucht sich darunter etwas zu denken; es ist nämlich ein Summenzeichen.

Nun kam der Jünger des Parmenides und er übertrumpfte die Hamletfrage: to be or not to be, mit der weiteren Frage: hat das Nichtsein ein Sein? Triumphierend antwortete er selber: »Nichts hat Sein«. »Hätte nämlich etwas Sein, wäre es unmöglich dies Sein irgendeinem anderen mitzuteilen. Die Ursache dafür ist 1., daß die wirklichen Dinge mit unseren Ausdrücken für sie nicht übereinstimmen, und 2., daß niemand dieselben Gedanken wie irgendein anderer denkt.« Diese Lehre des Gorgias vom Nichtsein hat Gigon in »Hermes», 1936, dargelegt.

Gorgias ist also der griechische Nihilist, der vielleicht als erster es ausgesprochen hat, daß nichts wirklich ist, und daß wir nichts Wahres sagen können, und daß keine zwei Menschen dasselbe denken können. Ein Stückchen dieses Nihilismus geistert seitdem durch die Welt. William James schrieb 1905 einen Aufsatz »Wie ist es möglich, daß zwei Leute dasselbe denken können?«. Damit zahlte er seinen Zoll an diese ewige Denkerfrage. Als Hitler 1933 die freie Rede vernichtete, erschien die letzte Nummer der Zeitschrift, in der die freie Jugend zu Worte kam, mit der Überschrift: »Die Worte haben ihren Sinn verloren.«
Was stimmt da nicht? Weshalb ist die Frage des William James eine sinnlose Frage und jedenfalls eine Frage, auf die es keine Antwort gibt?

Hier kommt uns zustatten, daß wir bereits wissen, was es denn bedeutet zu sprechen. Es bedeutet ja nicht, das zu sagen, was man denkt. Vielmehr haben wir daran festgehalten, daß wir deshalb denken müssen, weil wir etwas zu sagen haben werden. Dank dieser Umkehrung des Verhältnisses wird der Sophist Gorgias ungefährlich. Sprechen heißt an der gesellschaftlichen Bewegung teilnehmen und zu ihr beisteuern. Denn sprechen heißt befehlen oder gehorchen, zuhören oder erwidern, singen oder nachdenken, erzählen oder verehren, analysieren oder beurteilen. Das Denken aber zieht alle diese politischen Akte der ganzen Staatenwelt ins Innere eines Einzelnen. Der Philosoph ist eine abgekürzte Ausgabe der ganzen Stadt. Ähnlich mag man den Theologen ansehen als eine in den einzelnen verlegte Gesamtkirche. Denn er versucht sie in allen ihren Elementen denkend zu beleben. Denken heißt also alle Rollen der Gesellschaft in unserer eigenen Einbildungskraft nachspielen. Wer dann den Mund auftut, hat sich für die Rolle zu entscheiden, die gerade jetzt draußen zu Worte kommen muß.
Mithin verleiht unser Wort die Früchte unseres Nachdenkens dem Leben der Gesellschaft. Daraus folgt, daß der noch nicht spricht, der über jeden beliebigen Gegenstand schwätzt. Die

Schwatzbase spricht nicht im wahren Sinne des Wortes; denn sie will auf ihr Wort nicht festgenagelt werden. Wenn ein Mensch sagt: »tu dies« oder »ich werde dies tun« oder »da läßt sich nichts mehr machen«, so haben diese Sätze nur soviel Sinn, wie er mit seinem Verhalten hinter diese Behauptungen tritt. Ich spreche also um so wahrer, je mehr mich mein Spruch festlegt. Jeder, der etwas nur so sagt, lügt. Nun gibt es Abstufungen der Lüge. Denn wenn die Hörer genau wissen, daß er es bloß so sagt, dann ist die Lüge geringfügig. Er hat dafür gesorgt, daß man ihn nicht ernst nimmt. Sowohl der Lügner wie der Schwätzer sprechen nicht. Von Sprache sollte man nur reden, wo unser Ruf, und das heißt auch Leben und Ehre, engagiert sind. Ein Zeuge vor Gericht sagt die Wahrheit, weil er sonst meineidig würde. Offen gestanden interessiere ich mich für keine Aussage, die nicht den Rang einer solchen Zeugenaussage beansprucht. Ein Soldat, der meldet: »Festung genommen«, wenn sie nicht genommen ist, ist ein Schwindler, ein John Falstaff, und eben gerade kein Soldat. In jedem Beruf riskiert der Berufene seinen Ruf, wenn er den Mund auftut. Und das ist die Mindeststufe, auf der Sprache mich zu interessieren anfängt.

Unterhalb dieser Gefahrenzone, in der wir unseren Ruf verlieren und meineidig werden können, sollte man nicht von Spruch, Anspruch, Ausspruch, kurzum nicht von Sprache reden, sondern von Klatsch, Quatsch, Geschwätz, aber auch von Sage und Rede. Diese beiden Zeitworte, sagen und reden, werden heute zu sehr spezialisiert gebraucht. Grimms Deutsche Sagen haben aus den Millionen nur so gesagten Sätzen eine ganz bestimmte vereinzelte Heldensage herausdestilliert. Der Grund für diese romantische Spezialisierung des Wortes »Sage« mag mit der maßlosen Überschätzung des Denkens und der Ideologie im Zeitalter der Hegel und Marx zusammenhängen. Im öffentlichen Leben laufen zahllose Sagen und Legenden um, die durchaus unsere Gegenwart betreffen und nicht im geringsten mit Barbarossa oder Baldur zu tun haben. Auch erzählen wir alle, was wir erfahren haben. Dabei lassen wir aber vorsichtshalber oft dahingestellt,

was unsere Erfahrungen endgültig besagen wollen. Auch da sind wir erst halbwegs Sprecher, wir sind nur gesprächig. Es gibt also auf dem Weg zur vollen Sprache unendlich viele Abstufungen und Ansätze. Trotzdem muß man an dem Höhepunkt festhalten und von dem Höhepunkt ausgehen. Nicht das Flüstern und das Stammeln erklärt die Hochsprache. Umgekehrt – sooft haben wir das bereits gesehen – ordnet sich das Wort.

Als Descartes schrieb: »Cogito, ergo sum«, schrieb er aus den drei Hochsprachen ab, die uns nähren: »Sum« kann nur der Gott in uns sagen. »Ergo« gilt nur von den kausal verknüpften Weltdingen. »Cogito« sagt der Einzelne innerhalb seiner Sprachgemeinschaft. Die Synthese der drei Zitate zeigt das Genie des Mannes als Denker. Aus den Strömen der Gebete, der technischen Sprache und der Gerichtsgemeinde stammte also dieser kurze Satz.

Oberflächlich gesehen stehen »Ja« und »Nein« auf einer Ebene. Ist das wirklich so? Nein, natürlich nicht, denn das eine Wort, welches allen den pompösen »Nein« meines Trotzes, meine Intelligenz, meiner List vorausliegt, ist ein gewaltiges »Ja«. An diesem »Ja« kann kein Philosoph rütteln und er kann es auf keinem Wege aus seinem Sprachschatz loswerden. Der ganze bombastische Artikel des Gorgias beweist ja, daß er diesem »Ja« des Geistes unterstand. War er nicht sicher, daß die Leute ihn verstehen, ihn bewundern und ihn billigen würden, das Publikum, für das er doch seine brillante These verfaßt hatte?

Wer immer spricht, glaubt an die Einheit der Menschheit. Er glaubt weiterhin, daß die Einheit der Menschheit durch unseren Glauben an die Sprache hervorgerufen wird. Mag er außerdem an die Einheit der Menschheit aus natürlichen, politischen, wirtschaftlichen, ethischen Gründen glauben oder nicht glauben. Weil er spricht, beweist er, daß er an unsere Einheit durch Sprache glaubt. Das Wunder besteht also darin, daß gerade der, der »Nein« sagt, durch dieses Wort »nein« sein »Ja« zu der Einheit des Geistes bekräftigt. Denn wir können, so glaubt er, sein »Nein« verstehen. Je mehr die anderen Menschen unseren Son-

dergeist in einem bestimmten Augenblicke, in dem wir Nein sagen, befremdlich finden, desto mehr sollten sie erkennen, daß wir gerade in dem Augenblick am tiefsten von der Einheit des Geistes überzeugt sind und gerade deshalb uns von ihnen so weit zu entfernen getrauen. Die größte Freimut des Individuums beweist am schönsten die Zwangsgewalt des Geistes. Nur wenn alle Menschen durch die Wahrheit bezwungen werden, hat es Sinn, uns so weit von der herrschenden Meinung zu entfernen. Sonst hat es keinen Sinn. Und wenn es keinen Sinn hat, dann laufe ich mit meiner eigenen Freiheit im Kreise herum. Der Wahnsinn besteht ja gerade darin.

Deshalb ist es nicht sehr wichtig, ob der Einzelne weiß oder nicht weiß, daß er an Gott glaubt. Denn in seinem Vertrauen auf die Sprache glaubt er an Gott. Gott ist die Macht, die uns sprechen macht, außer wenn wir lügen oder schwätzen. Diese Macht vereinigt mich mit allen Menschen und macht uns gemeinsam zu Richtern und Herrschern des Universums, soweit es selber nicht sprechen kann. Hinter jedem Soldat, jedem Revolutionär, jedem Richter, jedem Arbeiter ist Gott der eine unzerstörbare Name, der über den Friedhöfen lebendig herrscht, ich meine die Friedhöfe unserer leeren Worte, also die Schulzimmer unserer Begriffe, die Studierzimmer unserer Reflektionen. Kraft dieser lebendigen Macht wissen wir sehr gut, wann wir sprechen, wann wir schweigen, wann wir denken sollen. Lauschen wir nicht auf die Befehle dieser Macht, so wird es uns nur zu leicht begegnen, daß wir ewig weiterreden, daß wir allzu lange schweigen, daß wir uns im Kreise bei unseren Gedanken drehen. Ein Freund von mir, ein recht berühmter Mann, verbrachte die letzten zehn Jahre seines Lebens in einer Lähmung aller seiner Ausdrucksorgane. Und er ließ uns wissen, daß ihn dies Geschick ereile, weil er von 1933 bis 1945 zuviele Äußerungen ungeschehen gelassen habe. Wo ernsthaft gesprochen werden muß und gesprochen werden sollte, da führt der Ungehorsam gegen diese Geheiße zur Atrophie ganz wie die Muskelatrophie beim Nichtgebrauch sich einstellt. Entweder versuchen

wir, auf die Wahrheit zu hören, die Wahrheit zu bedenken und die Wahrheit auszusprechen, oder die Zunge wird uns im Halse vertrocknen und die Ohren hören bald nichts als Schreie des Hasses, Zurufe des Verdachts, Seufzer der Verzweiflung. Gerade der Schweiger wird dann von der Nachwelt verwünscht werden als der Zerstörer des Friedens, des Volksvermögens, der Glaubwürdigkeit, der Verfassung; denn das sind alles Dinge, die einzig die Wahrheit zu stiften vermag[1]. Die Aufklärer haben die Wahrheit nur begründen wollen. Die Wahrheit aber verlangt gestiftet zu werden. Stifter werden nur die, in denen der Glaube so stark wird, daß sie ohne Rücksicht auf die Folgen die Wahrheit aussprechen.

Redefreiheit und Redezwang sind ein und dieselbe Sache, wie ja auch sonst Recht und Pflicht zusammengehen. Wer keine Redefreiheit genießt, der pflegt mindestens zu räsonnieren, um seine Menschenwürde zu erweisen. So steht es bei Kant.

Der Glaube an Gott und das Recht zu sprechen und die Pflicht zu sprechen sind ein und dieselbe Sache in dreifacher Gestalt. Gott ist nämlich keine religiöse These. Sprache ist keine politische These und Denken ist keine wissenschaftliche These. Wenn wir heute von Religion, Politik, Wissenschaft getrennt reden, betrügen wir uns meist selber[2]. Kein wirklicher Mensch weiß etwas von ihrer Trennung. Vielmehr steht ein Mann, der spricht, unter Gottes Befehl die Wahrheit zu sprechen; und der Mann, der zuhört, ist auch nicht bloß ein Neuigkeitsjäger, sondern jemand, den der Eifer, die Wahrheit zu wissen, verbrennt. Wo aber solch ein Feuer brennt, da wird der Wahrheit ihre Stunde und ihr Ort angewiesen und trotz meiner Sonderart in Rasse, Lebensalter, sozialer Stellung, erwerbe ich in diesem Augenblick die Vollmacht eines menschlichen Antlitzes. Und

---

[1] In meiner ›Soziologie‹ wird die den Soziologen unbekannte Kluft zwischen »gründen« und »stiften« eingehend erörtert.

[2] Julius Stenzel, Plato als Erzieher, 1927, zeigt, daß Platos Sprache nie die heile Dreiheit des Gottesdienstes, der Dichtung und des Wissens sprengt.

was ist ein menschliches Antlitz? Der Widerschein des Angesichts Gottes.

Weil dem so ist, hängen alle Menschen, die sich der Wahrheit beugen, miteinander zusammen und bilden einen einzigen Menschen durch alle Zeiten. Dieser einzige Mensch, dieser wirkliche Sohn Gottes erlebt uns arme Sterbliche alle als die vorübergehenden Zellen seines Gesamtleibes. Jeder, der weiß, wie gefährlich es ist zu hören und zu sprechen, zu gehorchen und zu befehlen, nimmt an diesem Bewußtsein des ganzen Menschenkörpers teil. Das sogenannte und so viel berühmte Selbstbewußtsein der einzelnen Zelle ist dabei hinderlich. Denn je weniger wir uns an uns selber anklammern, desto mehr sind wir fähig, dem Einen anzugehören. Zu diesem Gesamtkörper gehört auch Gorgias der Verneiner. Je mehr er verneint, desto eifriger muß er sich an all die klammern, die ihm zuhören und ihm zustimmen. Kann er doch nur mit ihrer Hilfe hoffen, sein »Nein« zu verewigen. Des Sophisten Verneinungen leben von seiner Hörer Bejahungen. Sie werden schon das Stück Wahrheit, das in seiner Kritik vielleicht steckt, hinauf in die Geschichte lupfen, in der das Menschengeschlecht sein Gespräch führt. So wollen wir hier abschließen, indem wir sagen: Alle Sprache setzt voraus, daß wir alle zusammen ein einziges Wesen verkörpern.